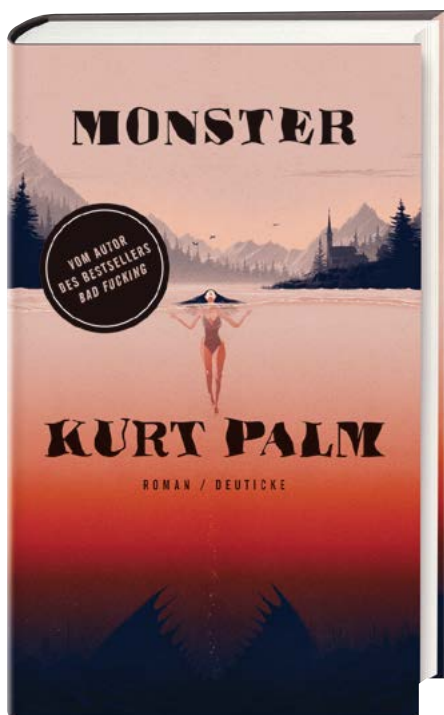


Leseprobe aus:
Kurt Palm
Monster



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2019





KURT PALM

MONSTER

Roman

Deuticke

Gefördert von der Kulturabteilung der Stadt Wien, Literatur,
und vom Land Oberösterreich.

Der Autor hat für die Arbeit an seinem Roman
ein Projektstipendium des Bundesministeriums für EU,
Kunst, Kultur und Medien erhalten.

1. Auflage 2019

ISBN 978-3-552-06394-5

© 2019 Deuticke in der Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Illustration © Francesco Bongiorno / Sepia

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

Für M wie Monster

Der Mensch ist eine ungeheure Sumpffläche.

FRANZ KAFKA

1.

Matthias Ablinger saß unter dem alten Apfelbaum und streichelte gedankenverloren die schwarze Katze, die neben ihm auf der Bank lag. Er spürte ihren regelmäßigen Atem und den schnellen Schlag ihres Herzens. Immer wieder zuckte die Katze im Schlaf zusammen und gab merkwürdige Laute von sich. Wahrscheinlich fing sie im Traum gerade eine Maus oder kämpfte mit einem Marder.

Am Hof war es ruhig, nur ab und zu knarrte das Scheunentor, das schief in den rostigen Angeln hing. Es roch nach frisch gemähtem Gras, und Ablinger dachte daran, dass sich die Flächen der Wiesen und Felder, die zum Hof gehörten, seit drei Generationen nicht geändert hatten. Um das Land nicht teilen zu müssen, waren die *weichenden Erben* stets ausbezahlt worden. Geld konnte man nicht aussäen, und mit Zinsen konnte man keine Kühe füttern.

Ein Julikäfer flog vorbei, drehte wieder um und setzte sich auf die Tischplatte. Er schien unschlüssig zu sein, in welche Richtung er fliegen sollte. Vielleicht war er aber auch nur müde. Ohne lange zu zögern, schlug ihn Ablinger tot. Er mochte die Julikäfer nicht, weil sie die Blätter seiner Obstbäume fraßen. Ablinger wischte sich die Hand mit den Überresten des toten Käfers an seiner Arbeitshose ab. Die Katze öffnete kurz die Augen, schlief aber gleich wieder weiter.

Seit mehr als fünf Jahren lebte die namenlose Katze am Hof. Hätte Ablinger geahnt, dass sie so lange bleiben würde, hätte er ihr vielleicht sogar einen Namen gegeben. Aber da Katzen kamen und gingen, wie es ihnen gefiel, hätte es wenig Sinn gehabt, sie

Schnurrli, Minki oder Stupsi zu nennen. Man gab ja auch Hühnern keine Namen, nur bei den Hähnen machte man eine Ausnahme. Ablingers Hahn hieß Nero, weil er schwarze Schwanzfedern hatte.

Bei den Kühen war es grundsätzlich anders. Die mussten, je nach Abstammungslinie, sogar Namen mit den gleichen Anfangsbuchstaben haben. Ablingers A-Tiere hießen Alma, Afra, Adriana und Agnes, die B-Tiere Beate, Begonia, Belinda und Britta. Zwanzig Milchkühe hatte er besessen. Die letzte Kuh, die er sich angeschafft hatte, hieß Exenia. Dann war Schluss. Er besaß noch alle Unterlagen über seine Kühe, sogar die Nummern der Ohrmarken hatte er sich aufgehoben. Kühe mussten ja auf beiden Ohren markiert sein, damit sie jederzeit identifiziert werden konnten. Eine Kuh ohne Ohrmarken war nichts wert, und keine Molkerei hätte Milch von einer Kuh genommen, die nicht registriert war. Sämtliche 535 000 Milchkühe in diesem Land waren mit Namen und Nummern in einem zentralen Register gespeichert.

Für Ablinger spielte das aber alles keine Rolle mehr, weil er seine Kühe vor drei Jahren verkauft hatte. Besser gesagt: verkaufen musste. Nach der Aufhebung der Milchkontingentierung hätte es gar keinen Sinn mehr gehabt, sich weiterhin für einen Hungerlohn abzurackern. Selbst die Landwirtschaftskammer hatte ihm vorgerechnet, dass er bei dem drastisch gesunkenen Milchpreis mit seinen zwanzig Milchkühen keinen Cent mehr verdienen würde. Also hatte er die Kühe um einen Spottpreis an den Schlachthof verkauft und seine Wiesen und Äcker an einen cleveren Jungbauern verpachtet, der wusste, wie man an die nötigen Subventionen herankam. Ablinger musste noch froh sein, dass er für die Verpachtung wenigstens fünfhundert Euro im Jahr bekam.

Das aufgeregte Gegacker der Hühner drang an Ablingers Ohr. Wahrscheinlich hatte Nero gerade Futter für sie gefunden. Ablinger hörte aber gar nicht hin, weil er mit seinen Gedanken ganz woanders war. Er atmete tief durch und strich sich mit seinen rissigen Fingern über sein stoppeliges Kinn. Immer noch lag die Zeitung aufgeschlagen vor ihm, aber er traute sich nicht, den Artikel zu lesen. Stattdessen sah er zu den beiden toten Eschen, die am Wiesenrand standen. Die Krähen auf den kahlen Ästen schienen Ablinger zu beobachten. Und als hätten die Vögel geahnt, wie dem alten Mann zumute war, begannen sie zu schreien. Ihre Schreie klangen wie schadenfrohes Gelächter.

Das langsame Sterben der Eschen hatte vor drei Jahren begonnen. Als die ersten Äste verdorrten, hatte sich Ablinger noch nicht viel dabei gedacht. Erst als im darauffolgenden Frühjahr die Bäume binnen weniger Tage sämtliche Blätter verloren, war klar, dass die Eschen krank waren. *Falsches Weißes Stängelbecherchen* hieß der Pilz, der die Bäume binnen kürzester Zeit tötete. Aus Japan soll der Pilz eingeschleppt worden sein, hieß es in einem Rundschreiben der Gemeinde, aber Ablinger konnte mit dieser Information nichts anfangen; viel schlimmer war, dass man ihn aufgefordert hatte, die Eschen zu fällen und zu verbrennen. Natürlich waren die Bäume nichts mehr wert, aber da er sie im Sommer 1945, kurz nach seiner Rückkehr vom Volkssturm, eigenhändig gepflanzt hatte, hing er irgendwie an ihnen.

Ein Lachen riss Ablinger aus seinen Gedanken. Es kam aus dem Zimmer seiner Enkelin, die wieder einmal telefonierte. Eigentlich sollte Franziska ja an ihrer Diplomarbeit schreiben, aber in letzter Zeit nutzte sie jede Gelegenheit, um sich abzulenken. Ablinger war froh, dass Franziska die Ferien bei ihm auf dem Hof verbrachte und er jemanden zum Reden hatte. Sonst unterhielt er sich meistens mit sich selbst oder mit seinen

Hühnern. Oder er dachte über sein Leben nach; Zeit genug hatte er ja.

Ablinger holte seine Brille aus der Brusttasche seines fleckigen Hemds und merkte, wie seine Hände zitterten. Zögernd griff er nach der Zeitung. *Mord in den Natternbergen: Noch immer keine Spur von den Tätern.* Eine andere Schlagzeile lautete: *Kult-Regisseur George Romero dreht Horrorfilm am Rottensee.* Aber diese Geschichten interessierten Ablinger nicht. Ihn interessierte vielmehr der Beitrag zu den bevorstehenden Feierlichkeiten zum neunzigsten Geburtstag von Prof. Dr. Gernot Flachberger. Beim Anblick von Flachbergers Porträt lief es Ablinger kalt über den Rücken. Eine Fliege setzte sich auf das Foto, das einen alten Mann mit stechenden Augen und schmalen Lippen zeigte. In seinem Gesicht waren keine menschlichen Züge zu erkennen, es sah aus wie eine Maske. Ablinger schob die Zeitung beiseite und griff nach dem Wasserglas. Das Wasser schmeckte abgestanden, trotzdem schluckte er es hinunter. Wie so vieles in seinem Leben.

Die Katze wachte auf und machte einen Buckel. Sie rieb ihren Kopf am Oberschenkel des alten Mannes, weil sie gestreichelt werden wollte. «Lass mich in Ruhe, verschwinde.» Mit einer schwachen Handbewegung verscheuchte Ablinger die Katze, die aber neben ihm sitzen blieb und sich das Gesicht putzte. Ablinger fragte sich, ob die Katze wusste, dass er zweimal ihren Wurf getötet hatte. Heute würde er es nicht mehr tun, aber vor ein paar Jahren hatte er keine Zeit gehabt, sich um junge Katzen zu kümmern. Also hatte er die blinden Kätzchen einfach in einen Plastiksack gesteckt und oben am Waldrand bei den Brombeersträuchern verscharrt. Jetzt taten ihm die kleinen Kätzchen leid, aber was geschehen war, war geschehen.

In der Ferne glitzerte der See, in dem sich das Blau des Him-

mels spiegelte. Trotz seiner schwachen Augen konnte Ablinger die weißen Dreiecke der Segelboote erkennen, die sich wie in Zeitlupe auf dem Wasser bewegten. Wenn er einen Blick durch seinen Feldstecher geworfen hätte, hätte er am gegenüberliegenden Ufer die Häuser von Schwarzbach sehen können. Aber er wollte diese Häuser gar nicht sehen, ihm genügte, dass er wusste, dass Flachberger dort wohnte – als geachteter Bürger, der es im Laufe seines langen Lebens zu Ansehen und Wohlstand gebracht hatte.

Auch die Kirche auf dem Ochsenberg hätte Ablinger durch den Feldstecher sehen können, und die Schwarze Wand, die bedrohlich aus dem Wasser ragte. Nicht sehen hätte er den Steinbruch können, der hinter dem Friedhof von Schwarzbach vor vielen Jahrzehnten wie eine tiefe Wunde in die Landschaft geschlagen worden war. 1939 hatte Flachbergers Vater das Gelände gekauft und dort während des Krieges KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter als billige Arbeitskräfte eingesetzt. Nach Kriegsende wurde der Steinbruch vom selben Besitzer unter einem anderen Namen weitergeführt, und erst als in den sechziger Jahren einige Arbeiter auf spektakuläre Weise ums Leben gekommen waren, musste der Betrieb eingestellt werden. Es gab Gerüchte, dass durch Sprengungen ein Krater entstanden war, der die Arbeiter verschluckt hätte. Vermutet wurde, dass sich unterhalb des Steinbruchs eine mit Wasser gefüllte Höhle befand, die direkt mit dem See verbunden war. Die genauen Hintergründe der Todesfälle wurden aber nie geklärt.

Ende der zwanziger Jahre war auf dem Gelände des späteren Steinbruchs ein Waisenhaus errichtet worden, in dem sich Rosa Weismann um jene Kinder kümmerte, die wegen ihrer Behinderungen von den Bauern einfach weggegeben wurden. 1940 wurde das Gebäude abgerissen, nachdem es kurz nach Kriegs-

beginn geräumt worden war. Anfang Oktober 1939 war ein Autobus mit schwarzen Scheiben vorgefahren, um die Kinder abzuholen und in ein *Ferienheim* zu bringen. Aber Rosa Weismann wusste es besser. Vergeblich hatte sie versucht, den Abtransport ihrer Schützlinge zu verhindern, und als das letzte Kind im Bus verschwunden war und sie ihr Spiegelbild in einer der schwarzen Scheiben sah, brach für sie eine Welt zusammen. Wenige Stunden später hatte sich Rosa Weismann in der Waschküche des Waisenhauses erhängt.

Natürlich wussten die Leute im Ort, was mit den Kindern passiert war und weshalb Rosa Weismann Selbstmord begangen hatte, aber niemand wagte es, darüber zu sprechen. Nach dem Krieg waren sämtliche Unterlagen über das Waisenhaus aus dem Gemeindearchiv verschwunden, und so konnte man guten Gewissens einen Mantel des Schweigens über das Haus und seine Bewohner breiten.

Ablinger schloss die Augen, und wieder tauchten Bilder auf, von denen er dachte, dass er sie längst vergessen hätte. Er war noch nicht einmal zehn Jahre alt gewesen, als am Hof etwas vorgefallen war, worüber nur im Flüsterton gesprochen wurde. Es hatte etwas mit seinem Vater und einer Dienstmagd zu tun. Und einem Kind, das anscheinend *schwachsinnig* zur Welt gekommen war. Er hatte das Kind nie zu Gesicht bekommen, aber Ablinger erinnerte sich dunkel, dass von einem Waisenhaus die Rede war, wohin das Kind gebracht werden sollte. Ablinger hatte keine Fragen gestellt, und wenig später war der Krieg ausgebrochen, und sein Vater war aus Polen nicht mehr nach Hause zurückgekehrt.

Ablinger drehte sich um, weil Franziskas Stimme lauter geworden war. Sie saß jetzt auf der Fensterbank ihres Zimmers im ersten Stock und hatte immer noch ihr Handy am Ohr. Als sie

ihren Großvater sah, winkte sie ihm kurz zu. Ablinger erwiderte den Gruß mit einem Kopfnicken. Die schwarze Katze hatte sich in der Zwischenzeit unter den Baum gelegt und beobachtete einen Schwarm Wespen, die einen verfaulten Apfel umschwirrten. Ablinger wollte gerade aufstehen, als sein Blick erneut auf Flachbergers Foto fiel. Er hielt inne und sah zur schwarzen Katze. Der Gedanke, der ihn soeben wie ein Blitz getroffen hatte, wühlte ihn dermaßen auf, dass ihm schwindlig wurde. Er wartete, bis der Anfall vorbei war, dann erhob er sich und hielt sich sein schmerzendes Kreuz. Langsam ging er zum Haus zurück.

Vor dem Schlafzimmer blieb er stehen. Nach einem Moment der Unentschlossenheit öffnete er die Tür und stellte einen Schemel vor den massiven Kleiderschrank mit der dunkelbraunen Maserung. Vorsichtig stieg er auf den Hocker und schob zwei ordentlich zusammengelegte Stöße mit Leintüchern zur Seite. Seit siebzig Jahren hatte er die kleine Holzschachtel nicht mehr angerührt. Die Schachtel war so klein, dass er sie mit einer Hand umfassen konnte. Er blies die Überreste eines vertrockneten Spinnennetzes vom Deckel, und als er vom Schemel stieg, musste er sich am Schrank festhalten, weil seine Knie zitterten.

Ablinger ging in die Küche und setzte sich an den Tisch. Lange saß er da und starrte auf die Schachtel. Dann gab er sich einen Ruck und hob den Deckel an. Die beiden Erkennungsmarken, die an einer Kugelkette hingen, sahen aus wie neu. Sie waren lediglich von einer feinen Staubschicht überzogen. Er holte sein fadenscheiniges Stofftaschentuch aus der Hosentasche und wischte damit über die Plättchen. Dann fuhr er mit dem Zeigefinger über die leicht erhabenen Buchstaben. Ohne dass er es wollte, begann Ablinger zu weinen. Er vergrub sein Gesicht in den Händen und hoffte, dass ihn seine Enkelin nicht hörte.

Zum letzten Mal geweint hatte er, als seine Frau gestorben

war, das war vor mehr als zehn Jahren gewesen. Ablinger ärgerte sich über seinen Gefühlsausbruch und schnäuzte sich in sein Taschentuch mit den eingestickten Initialen M. A. Es war das Hochzeitsgeschenk seiner Mutter gewesen. Nachdem er das Taschentuch ordentlich zusammengeflegt hatte, setzte er seine Brille auf. Erst jetzt konnte er lesen, was auf den beiden identen Erkennungsmarken stand.

ANDREW P LESTER

13717 375 T43 44B

MARGRET LESTER

84 HICKORY

SELMA, AL C

Nach kurzem Zögern stand Ablinger auf und öffnete die Küchentür. «Franzi!», rief er nach oben. «Franzi, hast du einen Augenblick Zeit?» Er hörte, wie seine Enkelin ihr Telefongespräch unterbrach.

«Was gibt es denn, Opa?» Franziska tauchte am oberen Ende der Treppe auf. Ihr Mobiltelefon hielt sie in der Hand.

«Ich wollte dich etwas fragen, kannst du kurz herunterkommen?»

Franziska runzelte die Stirn. «Ja, ich bin gleich bei dir.»

Ablinger hörte, wie sich Franziska von jemandem verabschiedete und dabei laut lachte.

Er holte die Erkennungsmarken aus der Küche und ging damit nach draußen. Er brauchte jetzt frische Luft. Unter dem Apfelbaum legte er die beiden Marken neben der aufgeschlagenen Zeitung auf den Tisch.

2.

«Anikulapo, komm her, und hilf mir beim Tomatenschneiden.» Abayomi Nkwongu sah auf die Uhr, die an der vergilbten Tapetenwand hing, und deren lautes Ticken ihn immer noch irritierte. Die Uhr ging falsch, er wusste nur nicht, ob vor oder nach. Auf seiner Flucht hatte er in Libyen einen Ägypter getroffen, der ihm kurz vor der Überfahrt nach Lampedusa einen Spruch mit auf den Weg gab: *Alles fürchtet sich vor der Zeit, aber die Zeit fürchtet sich vor den Pyramiden.* An diese Worte musste er denken, als er seinen Sohn zur Eile antrieb. «In zwei Stunden müssen wir fertig sein.»

Anikulapo war gerade dabei, sein Hemd zuzuknöpfen, das er von Barbara Thaler, der Leiterin des Flüchtlingsheims, bekommen hatte. Auch eine kurze Hose hatte sie ihm gegeben. Es waren gebrauchte Kleider, die von Wohlmeinenden in der Nacht vor die Tür des ehemaligen Gasthofs *Zum braunen Bären* gelegt wurden. Die Menschen wollten nicht gesehen werden, wenn sie ihre alten Kleider auf diese Weise entsorgten. «Em nau», sagte Anikulapo und ging zum Tisch. Er musste sich auf die Zehenspitzen stellen, um das Schneidebrett überhaupt erreichen zu können.

Seine Schwester Ayesha stand unterdessen vor der Fensterscheibe, die sie als Spiegel benutzte, und flocht sich Zöpfchen. «Ngilla», sagte Nkwongu anerkennend. Dann legte sich Ayesha die Kette aus Kupferdrahringen um den Hals, die sie von ihrer Mutter geschenkt bekommen hatte. «Diese Kette wird dich beschützen, mein Kind», hatte die Mutter gesagt, kurz bevor sie verschwand.

Nkwongu hätte jetzt gerne seine Kinder in den Arm genommen, aber er musste sich konzentrieren. Vor ihm auf dem Tisch

lagen die Zutaten für die Egusi Soup, und er hoffte, dass ihn das Fleisch der Bismarratten nicht verriet. Lange hatte er überlegt, durch welches Tier er die Buschratte ersetzen sollte, die unbedingt in diese Suppe gehörte, bis er auf die Bismarratten gestoßen war. Bei den Ausflügen mit seinen Kindern an den nahe gelegenen Fluss hatte er diese Tiere oft gesehen, und da er ein geübter Jäger war, war es für ihn ein Leichtes gewesen, diese Ratten zu erlegen. Sollte man ihn fragen, welches Fleisch er für die Egusi Soup verwendete, würde er sagen: Ziegenfleisch, Rindfleisch und Geflügel. Kein Mensch würde auf die Idee kommen, dass in der Egusi Soup neben Reis, Erbsen, Tomaten, Paprika, Mais und Yamswurzeln auch das Fleisch von zwei Bismarratten mitgekocht wurde.

Als er getrocknete Melonenkerne in eine Schüssel leerte, begann Ayesha plötzlich zu weinen. Sie setzte sich auf den Boden und verbarg ihr Gesicht in den Händen. «Was ist denn los?», fragte Nkwongu, obwohl er die Antwort längst kannte.

«Wegen Yi», schluchzte das Mädchen. «Sie hat ja immer die Melonenkerne in die Suppe getan.»

Nkwongu seufzte und hob das Mädchen auf. «Wo ist die Mama jetzt?», fragte Ayesha mit tränenerstickter Stimme. «Du hast gesagt, dass sie bald zu uns kommen wird.»

Anikulapo stand neben dem Tisch und beobachtete die Szene mit gespannter Aufmerksamkeit.

Beim Anblick seiner beiden Kinder krampfte sich Nkwongus Herz zusammen. «Sie ist noch zu Hause, aber ich verspreche euch, dass wir sie bald wiedersehen werden.»

«Wann?», fragte Ayesha trotzig.

Noch bevor Nkwongu etwas sagen konnte, betrat Barbara Thaler die Küche. «Wie weit sind Sie mit den Vorbereitungen?» Nervös zupfte sie an ihrer frisch gebügelten Bluse. Sie hoffte in-

ständig, dass die Innenministerin keine Vegetarierin war. Aber das hätte ihr deren Pressesprecher sicher gesagt.

Abayomi Nkwongu deutete auf den Tisch. «Es alles gut», sagte er in seinem kaum verständlichen Deutsch.

«Was ist das für ein Fleisch?» Barbara Thaler rümpfte die Nase.

«Goat, Ziege», antwortete Nkwongu.

«Ziege? Hm.» Barbara Thaler warf Ayesha einen besorgten Blick zu. «Das Mädchen soll lachen, wenn die Ministerin kommt, nicht weinen.»

«Nicht Problem.» Nkwongu strich seiner Tochter beruhigend über ihren Kopf.

«Und der Bub soll bitte andere Schuhe anziehen.»

Anikulapo warf seinem Vater einen fragenden Blick zu. Die schwarzen Sandalen aus alten Autoreifen waren Anikulapos ganzer Stolz, und während der Flucht hatte er stets darauf geachtet, dass sie nicht kaputtgingen. Reifen gab es auf der Mülldeponie in der Nähe des Dorfes Zaghawa mehr als genug, und er und seine Freunde hatten daraus nicht nur Spielzeug, sondern auch Sandalen gebastelt. Im Dorf wurden die Autoreifen sogar verbrannt, um über dem Feuer Ziegenfleisch zu braten. An den fürchterlichen Gestank, der dabei entstand, hatten sich die Menschen längst gewöhnt.

Nkwongu schüttelte den Kopf. «Schuhe gut.»

Barbara Thaler machte eine abwehrende Geste. «Ich bringe neue Schuhe. Später kann er ja wieder seine Sandalen tragen.»

Nachdem Barbara Thaler die Küche verlassen hatte, versuchte Nkwongu seinem Sohn zu erklären, weshalb er für ein paar Stunden andere Schuhe anziehen müsse. Anikulapo verzog das Gesicht. «Aber nur für kurze Zeit», sagte er trotzig.

Nkwongu lächelte erleichtert und wandte sich wieder der Egusi Soup zu. Sobald die ersten Zutaten im Topf waren, setzte

er sich an den Tisch und versuchte die Wörter zu entziffern, die ihm sein Landsmann Chukwuma auf einen Zettel geschrieben hatte: *Allein essen ist wie allein sterben*. Immer wieder las er dieses nigerianische Sprichwort. Aber es fiel ihm schwer, sich die Wörter zu merken. Die deutsche Sprache war ihm genauso fremd wie die ägyptischen Hieroglyphen. Zur Not würde er den Zettel zur Hand nehmen, wenn die Innenministerin mit ihm und seinen Kindern Egusi Soup aß. Ayesha stand neben ihm und beobachtete ihren Vater dabei, wie er mit dem Finger die Wörter entlangfuhr. Anikulapo saß am Boden und versuchte mit einem Bleistift Buchstaben auf die Haut seines Beins zu kratzen. Nkwongu glaubte, das Wort Yi – für Mutter – zu erkennen.

Er hatte seinem Sohn den Namen Anikulapo gegeben, weil er ein großer Bewunderer des nigerianischen Musikers Fela Anikulapo Kuti war. Wenn er daran dachte, wie er zu Hause in Zaghawa mit seiner Frau Boulama diese Musik gehört hatte, stiegen ihm fast die Tränen in die Augen. Aber Nkwongu musste stark sein. Er griff nach seinem Amulett, das an einem Lederband um seinen Hals hing, und dachte nach. In dem Beutel, den er wie seinen Augapfel hütete, befanden sich die Pfote einer Meerkatze, getrocknete Bambara-Erdnüsse, ein Stück Schlangenhaut, Yam-Bohnen und zwei Krallen eines Flughundes.

Nkwongu leerte den Inhalt des Beutels auf den Tisch und betrachtete eingehend die Fetische. Er schloss die Augen und murmelte eine Beschwörungsformel. Seine Kinder hörten die Worte *Sorumbulu* und *Kadschajanga*. Bei den Kanuri hieß das Neujahrsfest *Sorumbulu*, das *Fest des vollen Bauchs*, und einen vollen Bauch wünschte er auch seinen Kindern von ganzem Herzen. Und *Kadschajanga* war eine fieberhafte Entzündung des Rachens und des Kehlkopfes, an der seine Frau gerade erkrankt war, als sie von Boko-Haram-Kämpfern entführt wurde.

Wenn es ihm gelänge, die magischen Kräfte des Flughundes auf sich zu übertragen, dann würde er womöglich in der Lage sein, jene bösen Geister zu vertreiben, die ihn und seine Familie schon so lange quälten. Nkwongu hätte auch beten können, aber die Traditionen seines Clans und die Verbindung zu seinen Ahnen waren ihm wichtiger als die christliche Glaubenslehre.

Als sie auf ihrer Odyssee in der Stadt Agadez gestrandet waren, wo sie drei Wochen lang mit fünfzehn anderen Flüchtlingen drei Zimmer teilen mussten, hatten einige Frauen den ganzen Tag gebetet, nachdem sie auf der Flucht von ihren Ehemännern getrennt worden waren. Sie hofften, durch ihre Gebete Gott gnädig zu stimmen, aber Gott ließ sich nicht gnädig stimmen, und keiner der Ehemänner war je wieder aufgetaucht. Die Frauen hatten dann ihre Reise ohne sie fortsetzen müssen. Was aus ihnen geworden war, wusste Nkwongu nicht, aber nach allem, was er in Niger und vor allem in Libyen gehört hatte, wollte er es auch gar nicht wissen.

Nkwongu zögerte kurz, ehe er die Krallen des Flughundes in den Topf mit der Egusi Soup gab. Dabei passierte ihm das Missgeschick, dass auch die winzige Pfote der Meerkatze in den Topf fiel. Da die Meerkatze aber zu den zwölf himmlischen Zeichen des Tierkreises gehörte und ein göttliches Wesen darstellte, würden er und seine Kinder von der Egusi Soup nichts essen dürfen. Was für Nkwongu insofern ein Glück war, als sich auf den Krallen des Flughundes noch getrocknete Fleischreste befanden, in denen Millionen von Ebola-Viren nur darauf warteten, endlich zum Leben erweckt zu werden.

3.

Otto Kerschbaumer stand in seiner Zille und holte mit geübten Griffen das Saiblingsnetz ein, das er tief gesetzt hatte. Bei beginnendem Vollmond tauchten die Fische ab, und es hätte gar keinen Sinn gehabt, die Netze höher zu hängen. An der rechten Hand fehlte Kerschbaumer der halbe Zeigefinger, den er sich als Kind im Boot seines Vaters abgerissen hatte. Auch wenn er damals fast verblutet wäre, hatte ihn diese Verletzung nicht davon abhalten können, die Familientradition der Netzfischerei fortzuführen.

Kerschbaumer war achtundsiebzig Jahre alt, und während er das Netz Meter für Meter in die Höhe zog, dachte er zurück an die Zeit, als es im Rottensee tatsächlich noch Fische gab. Aber die Zeiten, in denen man Seeforellen oder Hechte mit zwanzig Kilo fing, waren endgültig vorbei, und auch das Laubenstanzen oder das aufregende Fischen auf den Hecht mit Legeschnüren gehörten längst der Vergangenheit an. Mit seinem Gewerbe ging es unaufhaltsam bergab, und heutzutage musste man schon froh sein, wenn sich ein paar Saiblinge im Netz verfangen. Ein Schwarm schwarzer Kormorane flog in keilförmiger Formation mit langsamem Flügelschlag Richtung Norden, und Kerschbaumer fragte sich, auf welche Fische die Vögel wohl Jagd machten.

Dass Kerschbaumer überhaupt noch hinausfuhr, erstaunte nicht nur seine Familienangehörigen, sondern auch seine Berufskollegen. Jeder andere hätte nach einem ähnlichen Schicksalsschlag seine Netze längst an den Nagel gehängt. Aber Kerschbaumer war unnachgiebig und wollte sich von diesem verdammten See nicht unterkriegen lassen. Von dem See, den er hasste, weil er ihm seinen Sohn genommen hatte.

Fünfzehn Jahre war es her, seit Christians Boot während

eines Sturms gekentert war. Das Boot hatte man gefunden, aber nicht die Leiche seines Sohnes. Jetzt, wo der See ruhig vor ihm lag, konnte sich Kerschbaumer einen solchen Sturm gar nicht vorstellen. Aber der See war heimtückisch, das wusste er aus jahrzehntelanger Erfahrung. Besonders der Nordwind mit seiner zerstörerischen Kraft war gefährlich. Deshalb musste man ständig auf der Hut sein und den Wind, die Wolken und die Farbe des Wassers richtig deuten können. Du musst den See lesen können, hatte ihm sein Vater von klein auf eingetrichtert. Und weil er ihn lesen konnte, bereitete ihm jetzt die Farbe des Wassers Kopfzerbrechen. Sie war nämlich anders als sonst um diese Jahreszeit. Ihm schien, als hätten sich unter die von den umliegenden Bergen eingewaschenen Kalkpartikel giftgrüne Staubkörner gemischt. Wollte ihn der See wieder einmal in die Irre führen?

Viele Jahre, nachdem sein Sohn verschwunden war, hatte Kerschbaumer an einem warmen Septembertag seine tief gesetzten Saiblingsnetze eingeholt, als er einen eigenartigen Widerstand spürte. Waren endlich wieder einmal große Seeforellen oder gar Hechte ins Netz gegangen? Aber irgendetwas stimmte nicht mit dem Fang, weil der Widerstand viel zu hart war. Kerschbaumer zog und zog, und irgendwann sah er, dass sich eine Statue im Netz verfangen hatte. Er hatte keine Ahnung, wie diese Statue in den See gekommen war, bis er ihr ins Gesicht blickte und vor Schreck erstarrte. Das Gesicht war das seines Sohnes. Wie es Kerschbaumer geschafft hatte, die versteinerte Leiche ins Boot zu hieven, wusste er nicht mehr, aber der Arzt hatte später gemeint, dass es wohl eine typische Schockreaktion gewesen sei. Untersuchungen der Leiche hatten ergeben, dass die konservierende Wirkung des meterdicken Faulschlammes zu ihrer Versteinering geführt hatte.

Während Kerschbaumer seinen Gedanken nachhing, hielt er plötzlich inne. Er ließ das Netz fallen und rieb sich die Augen, weil er dachte, Opfer eines Trugbilds geworden zu sein. Aber es war kein Trugbild, was er da sah. Direkt neben seiner Zille glitt ein dunkler Schatten vorüber, der nur von einem Fisch stammen konnte. Die Form, die Bewegungen, alles deutete darauf hin, dass es sich bei dem Lebewesen um einen Fisch handeln musste. Was aber gleichzeitig ein Ding der Unmöglichkeit war, weil der Fisch fast so groß war wie seine Zille, und die war acht Meter lang.

Kerschbaumer erinnerte sich an den drei Meter langen Wels, den er vor dreißig Jahren einmal gefangen hatte. Damals hatte ihm die als Kräuterhexe verschriene Rossleiten-Bäuerin von dem Aberglauben erzählt, dass der Fischer, der einen großen Wels fängt, bald sterben würde. Kerschbaumer hatte die alte Hexe nur ausgelacht, aber Jahre später, als ihm der See seinen Sohn genommen hatte, war ihm das Lachen vergangen.

Kerschbaumer starrte mit offenem Mund ins Wasser und merkte, wie er am ganzen Körper zu zittern begann. Hilfesuchend blickte er sich um, weil er hoffte, dass jemand in seiner Nähe war, der ihm bestätigen konnte, was er soeben gesehen hatte. Aber es war niemand in seiner Nähe. Kerschbaumers Mund wurde trocken, und er musste sich auf den kleinen Holzschemel setzen, weil er sonst umgekippt wäre. Etwas krampfte sich in seinem Magen zusammen. «Heilige Maria, Mutter Gottes», begann er zu beten. Was war das? Vorsichtig beugte er sich über die Planke, dabei sah er sein Spiegelbild, das durch die Wellenbewegungen leicht verzerrt wurde. «Bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde ...» Irgendetwas bewegte sich da unten, etwas mit zwei grün leuchtenden Augen. Schock und Panik breiteten sich in Kerschbaumers Körper aus. Sein Gehirn versuchte,

eine vernünftige Entscheidung zu treffen, aber es war zu spät. Für den Bruchteil einer Sekunde strömte ihm ein widerlicher Geruch nach Aas und Fäulnis entgegen, gleichzeitig spürte er einen weißglühenden Schmerz, der seinen Körper durchraste und ihn in absolute Dunkelheit hüllte.

4.

Maschenka und Anastasia hießen in Wirklichkeit Rayana und Samira. Sie waren auch keine Russinnen, sondern Tschetscheninnen. Sie stammten aus der Kleinstadt Argun und waren als Mitglieder der Kommunistischen Jugend aktiv am Widerstand gegen den Marionetten-Präsidenten Ramsan Kadyrow und seine paramilitärische Sicherheitstruppe *Kadyrowzy* beteiligt. Und jetzt lagen sie eng umschlungen in ihrem Zelt am Rottensee und hofften, dass sie bald frisches Blut zu trinken bekämen. Rayana und Samira waren unzertrennlich und mieden die geselligen Zusammenkünfte der Komparsen. Wahrscheinlich hatte sich auch deshalb das Gerücht verbreitet, die beiden wären lesbisch.

«Ach, Rayana», flüsterte Samira, «wie gerne würde ich wieder ein Leben führen wie früher.»

«Ich weiß, vozlyublennaya.» Rayana fuhr mit der Hand unter Samiras T-Shirt und streichelte ihre kaum vorhandenen Brüste. Rayana konnte sich nur noch vage daran erinnern, wie sich Samiras Körper anfühlte, als das Blut in ihren Adern noch warm war. Aber das änderte nichts an der Tatsache, dass sie Samira liebte. Die beiden Mädchen küssten einander leidenschaftlich und lagen bald nackt nebeneinander. «Du darfst nicht schreien», sagte Rayana und begann, Samiras Körper zu liebkosen. Sie fuhr mit der Zunge über die auffällige Narbe auf Samiras linker

Hüfte und streichelte die hervorstehenden Beckenknochen, die sich über ihre weiße Haut spannten. Rayana glitt nach unten und leckte ihre Freundin, bis diese zu zittern begann. Um ihre Schreie zu unterdrücken, biss sich Samira in die Hand, wo ihre Zähne tiefe Abdrücke hinterließen. «Komm zu mir», flüsterte sie und streckte ihre Hand nach Rayana aus.

Rayana setzte sich neben Samira und merkte, wie sie innerlich immer unruhiger wurde.

«Möchtest du auch?», fragte Samira und lehnte ihren Kopf an Rayanas Schulter.

«Nein, jetzt nicht.» Rayana dachte an die Einladung des Filmproduzenten. An seinem Blick hatte sie sofort erkannt, was er mit ihnen vorhatte, und natürlich war ihr nicht entgangen, dass sie und Samira die einzigen Komparsinnen waren, die er zu sich nach Hause eingeladen hatte. «Kannst du noch warten, bis wir im Haus des Produzenten sind?», fragte Rayana.

«Ja, ich glaube schon.»

Fast beschwörend sagte Rayana zu Samira: «Erinnere dich, was Karl Marx im *Kapital* geschrieben hat: *Das Kapital ist verstorbene Arbeit, die sich nur vampirmäßig belebt durch Einsaugung lebendiger Arbeit und umso mehr lebt, je mehr sie davon einsaugt.* Wir drehen das um und saugen das Kapital aus, verstehst du.»

Samira wurde unruhig. Sie fuhr sich mit der Zunge über ihre blassen Lippen. «Aber ist das Risiko nicht viel zu groß? Bei Achmat Sadulajew hatten wir Glück, weil er ja nicht damit rechnen konnte, dass wir hier auftauchen würden. Dass er unter falschem Namen am Rottensee in einer Villa lebte, wusste ja niemand. Außerdem dachte er, dass ich längst tot sei.»

«Ich weiß, und ich bin froh, dass wir dieses Schwein erledigt haben.»

«Wenn ich bedenke, welche Verbrechen er begangen hat. Dabei hatte ich noch Glück, weil er mit mir noch nicht fertig war. Nach der ersten Niere ...» Samira konnte nicht mehr weiter sprechen.

«Ist ja gut.» Rayana versuchte Samira zu beruhigen.

«Nichts ist gut», sagte Samira niedergeschlagen. «Sieh mich an. Alles ist kalt in mir. Mein weißer Körper – blutleer. Meine Venen – leer und tot. Dieser Körper ist ein Gefängnis, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt.»

«Ebendarum müssen wir etwas unternehmen, Samira. Du darfst jetzt nicht aufgeben. Denke an die Narts, die Riesinnen des Nordkaukasus, und an Satanya, die Mutter aller Narts, die gegen ihre Feinde gekämpft haben. Sie waren Rebellinnen wie wir.»

Samira schloss die Augen und beugte ihren Kopf nach hinten. Ihre Hände verkrampften sich, und aus ihrem Mund kamen gurgelnde Laute. Rayana drückte Samiras Kopf gegen ihre Schulter, damit keine Geräusche nach draußen drangen. Samira kratzte mit ihren spitzen Fingernägeln an ihrer Narbe, aber es floss kein Blut heraus. «Ruhig, vozlyublennaya, ruhig, alles wird gut», flüsterte Rayana, während sie Samiras Hände auf den Boden presste.

«Ich brauche Blut, frisches Blut», stöhnte Samira.

Rayana streichelte über Samiras Stirn, die von Schweißperlen übersät war. «Ja, du bekommst frisches Blut. Halte durch.»

Samira nickte schwach. «Ich muss jetzt schlafen.»

«Ja, das wird dir guttun.» Rayana deckte Samira mit einem Tuch zu.

Nachdem Samira eingeschlafen war, schob Rayana vorsichtig die Oberlippe ihrer Geliebten nach oben. Es war, wie sie vermutet hatte: Samiras Eckzähne waren wieder länger und spitzer geworden. Ein Zeichen dafür, dass sie dringend frisches Blut

brauchte. Sie selbst würde es noch ein paar Tage länger aushalten, weil ihr Körper nicht so geschwächt war. Rayana schmiegte sich an Samira und hätte am liebsten gleich wieder mit ihr geschlafen. Sie konnte es sich nicht erklären, weshalb Samira immer noch eine so starke Anziehung auf sie ausübte.

Als sie Samira bei einem illegalen Treffen der Kommunistischen Jugend in Argun zum ersten Mal gesehen hatte, war sie wie elektrisiert gewesen. Es hatte einige Monate gedauert, bis Samira Rayanas Annäherungsversuche überhaupt duldete, und noch einmal einige Monate, bis Samira bereit war, mit Rayana ins Bett zu gehen. Natürlich mussten sie ihre Beziehung geheim halten, denn selbst innerhalb der Kommunistischen Partei hätten sie als lesbisches Paar auf keinerlei Verständnis hoffen können. Gleichgeschlechtliche Liebe war in der von patriarchalen Clans dominierten tschetschenischen Gesellschaft absolut tabu.

Mit Schaudern erinnerte sich Rayana an den Tag, als Samira von Mitgliedern der *Kadyrowzy* in das Krankenhaus von Argun, wo Rayana als OP-Schwester arbeitete, gebracht wurde. Samira war bewusstlos gewesen, weil sie sich der Verhaftung durch die Schlägertruppe des Präsidenten Kadyrow widersetzt hatte. Rayana war derart unter Schock gestanden, dass es ihr im wahrsten Sinn des Wortes die Sprache verschlagen hatte, was sich im Nachhinein als großes Glück erwies. Erst während der Operation war Rayana bewusst geworden, dass Samira im Auftrag eines gewissen Achmat Sadulajew Nieren und Herz entnommen werden sollten. Dass tschetschenische Clans in den internationalen Organhandel verwickelt waren, war allgemein bekannt, aber es war das erste Mal, dass Rayana direkt mit einem solchen Verbrechen konfrontiert war.

Rayana war verzweifelt, und ihr war klar, dass ihr nicht mehr viel Zeit blieb, um ihre Geliebte vor dem sicheren Tod zu ret-

ten. Noch während sie hin und her überlegte, was sie tun sollte, und die Ärzte Samira bereits die erste Niere entnommen hatten, tauchten vor dem Operationssaal plötzlich Mitglieder der Bande des berühmten Paten Suleiman Mamakayev auf und verkündeten, dass Achmat Sadulajew ihrem Boss in die Quere gekommen war und deshalb gesucht werde. Daraufhin wurde die Operation abgebrochen und Samira in ein Krankenzimmer verlegt, bevor über ihr weiteres Schicksal entschieden werden sollte.

Sobald sich Samiras Zustand gebessert hatte, flüchtete sie mit Rayana aus dem Krankenhaus. Auf ihrer abenteuerlichen Flucht übernachteten sie in Wäldern und in Scheunen, um nicht der Polizei oder einer Miliz in die Hände zu fallen. Im Süden Inguschetiens geschah dann das Unglück: Als sie eine Nacht in einem verfallenen Turm verbrachten, wurden sie von einem Schwarm riesiger Flughunde angefallen und gebissen. Tagelang lagen Rayana und Samira im Fieberwahn, bis sie von einem alten Schäfer gefunden wurden, der sie gemeinsam mit seiner Frau so weit gesund pflegte, dass sie ihren Weg Richtung Georgien fortsetzen konnten.

Bereits damals waren Rayana und Samira überzeugt gewesen, dass die Flughunde sie mit einer mysteriösen Krankheit infiziert hatten. Mit jedem Tag wurden sie empfindlicher gegen Sonnenlicht, und außer blutigem Fleisch wollten sie nichts mehr essen. Als Rayana dann eines Nachts sah, dass Samiras Eckzähne immer länger wurden, sobald sie im Delirium nach Blut verlangte, war ihr endgültig klar geworden, dass sie sich durch die Bisse der Flughunde in vampirähnliche Wesen verwandelt hatten. Das Erstaunliche aber war, dass die beiden jungen Frauen trotz dieser schrecklichen Erkenntnis ihre neue Existenz als Befreiung empfanden. Ja, die Transformation hatte sie sogar noch stärker gemacht, als sie es in ihrem früheren Leben waren.

Außerdem hatten sie ein klares Ziel vor Augen, und dieses Ziel hieß, den Verbrecher Achmat Sadulajew zur Strecke zu bringen. Als sie im Südosten der Türkei mit Kämpferinnen der kurdischen Volksverteidigungseinheit YPG in Kontakt traten, war es Rayana gelungen, eine Verbindung zu tschetschenischen Kommunisten in der Stadt Batman herzustellen. Diese wiederum hatten von einem bei den *Kadyrowzy* eingeschleusten Spitzel erfahren, dass sich Achmat Sadulajew unter falschem Namen ins Ausland abgesetzt hatte.

Rayana legte ihre Hand auf Samiras Narbe und schloss die Augen. Samira träumte, dass sich ihre Narbe öffnete. Aber statt Blut schossen glühend heiße Flammen aus der Wunde. Samira glaubte, sie müsse sterben, und erst als die Riesin Satanya ihre Hand auf die Wunde legte, fühlte sich Samira beschützt und aufgehoben. Im Traum küsste Satanya Samiras Stirn, und statt Schmerzen und Qualen breitete sich vollkommener Frieden in Samiras Körper aus.

5.

«Magst du etwas trinken?» Franziska stand am offenen Küchenfenster und rief nach draußen. «Ich mache mir einen Hollersaft.»

Ablinger nickte. «Ja, nimm mir auch einen mit. Aber mit Leitungswasser, nicht mit Mineralwasser.»